

## Schlüsselstellen – sich erinnern und schmunzeln



Die Berge haben es in sich. Vordergründig sind sie nur ein Stück Natur. Die Berge sind weder gütig noch grausam noch gnädig. Sie sind einfach da, wachsen und zerfallen, in zeitlichen Dimensionen, die unsere Vorstellungskraft weit übersteigen. Wir sehen sie als grossartige Gebilde aus Fels, Eis und Schnee oder als wüste Schutthaufen. Wir finden in ihnen Erholung und Ruhe, oft auch Bestätigung. Wenn wir Menschen sie aufsuchen, zeigen die Berge bald, was sie auslösen können: Sie wecken in uns eine ganze Palette von Empfindungen, vom beschaulichen Geniessen über lähmende Angst bis zur unbeschwerten Freude. Sie wirken auf uns bedrohlich und beruhigend, beglückend und betörend.

Sind wir in den Bergen unterwegs, leben wir oft im Hier und Jetzt – entsprechend tiefe Spuren hinterlassen sie in unseren Köpfen und Seelen. Die stärksten Erinnerungen bleiben uns von den Schlüsselstellen: Manchmal handelt es sich dabei tatsächlich um die härtesten Knacknüsse eines Anstiegs, manchmal «nur» um Anekdoten und Episoden, die wir dort oben erleben. Die Schlüsselstellen auf den folgenden Seiten sind solche kleine Geschichten aus den Bergen – selbst erlebte und mir zugetragene. Sie sind es, die wir in den Rucksack packen und mit nach Hause nehmen.

Wenn wir über das unterwegs Erlebte im Nachhinein lächeln können, umso schöner. Ein Schmunzeln über die eigenen Schwächen, die die Berge häufig gnadenlos an den Tag bringen: Denn manchmal wird uns erst viel später klar, wie sehr die Berge an unserem hart erarbeiteten Selbstbewusstsein gekratzt haben, an unserer vermeintlichen Ausgeglichenheit oder mühsam erlernten Geduld – kommen wir dort an unsere Grenzen, lösen sie eine Auseinandersetzung mit uns selbst aus. Sofern wir das zulassen. Und nicht in pathetischer Selbstherrlichkeit versinken, die leider viele Menschen von den Niederungen auch in die Berge tragen.

Viele vergnügliche, fordernde und beschauliche Schlüsselstellen wünscht  
Christine Kopp

## Laute Stille

Wir sind zu zweit unterwegs. Der Rhythmus ist vollkommen: So oft schon waren wir zusammen auf Skitour, dass wir weder über Schnelligkeit noch Schrittlänge reden müssen. Unsere Ski gleiten harmonisch, links, rechts, links, rechts, über den festen Firn. Die Hänge sind angenehm gewellt, nicht zu steil, nicht zu flach. Ihre Buckel glänzen im Licht des Vollmonds, die Mulden, denen wir ausweichen, versinken im Schatten. Es ist zehn Uhr abends. Der Vollmond steht noch nicht hoch, aber seine Wirkung gleicht jener einer gigantischen Lampe, die jemand für uns im All eingeschaltet hat: Was wir erkennen müssen, das sehen wir, das andere lassen wir.

Als ob wir es abgemacht hätten, sagen wir kein Wort. Es ist ein stilles Einverständnis, eine Ehrfurcht vor der Grösse der Nacht: Sätze, ja schon Silben, würden die Magie der stummen Beredsamkeit verletzen. Denn dass die Stille zu uns spricht, daran gibt es keinen Zweifel. Sie hat zwei Sprachen: Die eine ist jenes innere Gespräch, das Horchen auf Eingebungen und Erkenntnisse, das sie fördert – im Gegensatz zum lauten Alltag. Ihre andere Sprache ist jene, mit denen sie unsere Sinne schärft. Ein feiner Wind, den wir am Tag kaum wahrnehmen würden, säuselt uns nun eine kleine Nachtmusik vor. Wir spüren die Beschaffenheit des Schnees nicht nur, wir hören sie auch. Das Quietschen der Bindungen gibt den Takt an. Ein letzter Ruf eines Vogels wird zum Schrei, der die Ruhe durchschneidet. Und unser eigener Atem ist fast zu laut, ein Hüsteln ein störender Zwischenton, den wir sorgsam vermeiden.

Seit zwei Stunden sind wir unterwegs. Die Vollmondnacht ist nicht schwarz, und auch unsere Blicke sind geschärft: Mit Katzenaugen unterscheiden wir zarte Tönungen irgendwo zwischen Schneeweiss, Eisgrau und Dunkelschwarz. Das grelle Licht des Tages wird sie wieder auffressen. Doch jetzt,

in der Nacht, brennen sich die Natur, ihre Konturen und ihre Schatten als schwarzweisse und doch bunte Bilder in unsere Seelen ein.

Der Gipfel. Wir steigen aus den Bindungen, ziehen die Felle von den Ski, legen die Rucksäcke ab, nehmen unsere Jacken heraus, verstauen die Felle. Wir umarmen uns lange und innig, ohne etwas zu sagen. Dann setzen wir uns auf die Rucksäcke und blicken in die Runde. Bergketten leuchten in dieser Zaubernacht, und obwohl die Sonne nicht scheint, sehe ich, wie auch die Augen meines Freundes leuchten. «Schön ist es», sagt er, und ich mag nur antworten «ja, sehr schön». Dann trinken wir wärmenden Kaffee mit Amaretto und essen ein paar Nüsse, bevor wir aufbrechen zu einer schwungvollen Abfahrt, bei der wir die vom Mond in ein klares Licht getauchten Hänge suchen wie eine Eidechse die Sonnenstellen. Wunderschön war er, dieser nächtliche Ausflug in die laute Stille der Berge. ●



## Krimi in den Bergen

Es geht lustig zu und her in den Bergen. Besonders, wenn ein Paar oder zwei Personen, die es noch werden wollen, zusammen unterwegs sind. Der Mann vorne, die Frau hinten und dazwischen oft alles andere als Harmonie. Vor allem beim Klettern scheinen Paare häufig in über Jahrhunderte gefestigte Rollen zu fallen: Sie unterstützt ihn, der am scharfen Ende des Seils vorsteigt, er schimpft mit ihr, wenn sie nicht gewandt und geschickt nachkommt. Noch schlimmer: Wehe, sie gibt ihm das Seil nicht aus, wie er es sich vorstellt. Oder sie sichert ihn über den Standplatz und nicht über den Körper, wie er es für richtig hält (aber aufgepasst – bei einem neuen Kletterpartner kann das einzig Richtige das total Falsche sein). Oder sie fühlt sich unter Druck gesetzt und klettert entsprechend schlecht oder hat Angst bei einer Skitour, die über einen ausgesetzten Hang führt. Wir könnten Stunden erzählen – die Spiele und Muster des Alltags leben in den Bergen fröhlich weiter, und zwar in akzentuierter Form. Und wachsen je nach Grösse der Tour und der Überforderung. Weil Bergsteigen eben oft mit Anspannung oder gar Angst verbunden ist. Wie viele Geschichten von Männern haben wir uns schon angehört, die bedauernd erzählten, wie sie früher mit ihrer Frau in die Berge gegangen seien, mit ihrer Ungeduld aber alles verdorben hätten. Deshalb komme die Frau nicht mehr mit. Und überhaupt habe sie das Bergsteigen ganz aufgegeben.

Kürzlich haben wir eine spannende Variation der Geschichte vernommen: Ein Mann, Neueinsteiger, wird von einer Frau, von Beruf Bergführerin, zum Klettern mitgeschleppt. Davor wurde er von anderen Frauen sanft ins Klettern eingeführt, konnte bereits einen fünften Grad vorsteigen, war begeistert und stolz. Die Bergführerin denkt sich, wenn er einen Fünfer kann, wird er auch einen sechsten Grad packen. Erschwerend kommt hinzu, dass er in sie verliebt ist. Sie vielleicht auch in ihn, aber sie ist sich da nicht so sicher.

Sie gehen also zu schönen, steilen Felsen hoch über dem Tal und steigen ein. Die Route ist viel zu schwer für ihn – er, der ihr gefallen möchte, bleibt hängen wie ein Kartoffelsack, sie zieht ihn Seillänge um Seillänge hoch, wird dabei kantig wie der Kalk und immer wütender. Ob auf sich selbst oder auf ihn, auch da ist sie sich nicht sicher. Vorsichtshalber lässt sie deshalb die Wut an ihm aus. Die Tour endet mit einem melancholischen Abstieg: Er ist völlig geknickt und will nie mehr zum Klettern, sie übt sich reuevoll in Selbstkritik. Danach sehen sie sich vorläufig nicht mehr.

Der Zufall will es, dass wir an den gleichen Felsen auch schon Interessantes erlebt haben. Zum Beispiel eine Szene, nach der wir, zum ersten und einzigen Mal in unserem Leben, dem beteiligten Mann eine Ohrfeige verpassten. Eine inbrünstige, deftige, wundervolle Watsche. Er, ebenfalls temperamentvoll, wollte uns daraufhin ermorden. Das wäre uns in dem Moment völlig egal gewesen, was wir ihm auch gleich sachlich mitteilten. Darauf entschied er sich anders. Fazit: Das Leben in den Bergen ist schwierig, gefährlich und nagt an der Psyche. Wegen uns Menschen, nicht wegen der Natur. ●

## Biografien

*Christine Kopp* wurde 1967 in Bern geboren. Sie wohnt am norditalienischen Comersee und in Bern. Nach der Ausbildung zur Übersetzerin begann sie 1991 mit der freiberuflichen Tätigkeit als Übersetzerin, Journalistin und Redaktorin mit den Spezialgebieten Alpinismus und Tourismus. Christine hat bisher elf Bücher aus dem Italienischen und Französischen übersetzt, darunter Werke von Bonatti, Cassin und Loretan. Bei der Neuen Zürcher Zeitung war sie von 1994 bis 2007 Redaktorin der Alpinismusseiten. Heute arbeitet sie in der Schweiz, Deutschland und Italien für zahlreiche Medien, Firmen und Verlage. Gemeinsam mit den Bergsteigern Thomas Ulrich und Stephan Siegrist sowie dem Kameramann Christoph Frutiger hat sie verschiedene Film- und Buchprojekte verwirklicht. Wenn Christine nicht gerade an ihrem Schreibtisch sitzt, in der Küche steht oder sich auf ihrem Sofa dem Filmeschauen und Bücherlesen widmet, ist sie oft in den Bergen oder auf einer Reise – dort faszinieren sie nicht nur weite Naturräume, sondern insbesondere die Menschen, denen sie unterwegs begegnet.

*Alexander Luczy* wurde 1939 in der ehemaligen Tschechoslowakei geboren. Er wuchs in der Hohen Tatra (Karpaten) auf. In Bratislava wurde er zum Bauingenieur ausgebildet und arbeitete nach dem Studium nebenberuflich als Bergführer. Die kommunistische Geheimpolizei wollte Alex als Spitzel anwerben, was er nicht akzeptieren konnte. Deshalb verliess er 1969 sein Land und emigrierte in die Schweiz. In seiner neuen Wahlheimat arbeitete er als Bauingenieur. Heute ist Alex pensioniert und wohnt mit seiner Familie am Fuss des Juras in Biel. Mit dem Fotografieren, das bald zu einer seiner Leidenschaften wurde, begann er als junger Mann. Seine ersten Schwarzweiss-Fotomontagen machte er in der Schweiz. Mit seinen Bildern – klassische und «montierte» – gewann er zahlreiche internationale Wettbewerbe, und sie wurden in mehreren Ländern publiziert. Seit 2001 fotografiert er digital und bearbeitet seine Aufnahmen am Computer. Er ist oft in den Alpen und im Jura unterwegs, meistens mit seiner Gattin Monique. Im Sommer zum Klettern und Wandern, im Winter auf Skitouren.